

Das Deutschland des Krieges

Autor(en): **Eberlein, Gustav W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 39

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641403>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Berner Alpen und Tessiner Berge.

imstände, alle schweizerischen Zeitungen zu lesen. Wenn auch keine der Tessinerzeitungen politisch eine große Rolle spielt, wenn sie meist nur dem Privatinteresse dienen, so führt uns doch die Lektüre der Zeitung des Landes ein in das Geistesleben unserer Mitbürger.

Viel eher zieht es uns dann auch hinüber, um Land und Leute jenseits des Gotthards persönlich kennen zu lernen.

Nur aus einem regen kulturellen Zusammenleben unserer verschiedenen schweizerischen Volksstämme wächst die gegenseitige Wertschätzung, welche leichtfertige Urteile Einzelner nicht zu untergraben vermögen.

A. L.

Das Deutschland des Krieges.

Die Gefangenen.

Von Gustav W. Eberlein.

Jeder dreißigste Mensch in Deutschland ist ein Kriegsgefangener. Jeder fünfte Mann ein Russe. Würde diese „Ueberfremdung“ plötzlich bakterienhaft das Volkstum durchsetzen, so wäre Deutschland schneller und gründlicher russifiziert als Finnland, denn dem numerischen Uebergewicht der zehn Millionen militäruntauglichen Deutschen ständen die zwei Millionen russischer Soldaten, Männer im blühendsten Alter, gegenüber. Gäbe wie in alten Zeiten die größere Körperstärke den Ausschlag, so müßte die Furcht, von den Gefangenen überrumpelt zu werden, wie ein Alpdrück auf dem deutschen Volk lasten. Aber die Waffe, in die Hände einiger entschlossener Männer gelegt, hält heute die gewaltigsten Massen in Schach. Immerhin mag die Phantasie ängstlichen Gemütern es nicht recht geheuer erscheinen lassen, noch mehr Russen zu importieren, während die wehrfähige Bevölkerung weit hinter den deutschen Grenzen in Feindesland steht. Wie, wenn Hindenburg im zweiten Kriegsjahr zwei weitere Millionen gelbbrauner Gefellen schicken würde? Wenn ein Heer von vier Millionen Kriegsgefangenen sich auf ein Zeichen hin erheben, Deutschland überschwemmen, den eigenen Truppen in den Rücken fallen würde? Der Gedanke, man muß gestehen, hat etwas Gruseliges an sich, wäre von grotesker Großartigkeit, wenn — ja wenn die Palissaden und Stacheldrähte und Maschinengewehre nicht wären. Die Gefangenen sind die verkapselten Tuberkeln im deutschen Staatskörper. Jede größere Stadt hat ihr Gefangenenlager, aber kein Lebensstrang verbindet es mit ihr, keine Brücke mit der großen Welt.

Wenn ihnen nicht der dritte Napoleon das Erbe der roten Hosen hinterlassen hätte, würden die zwei- oder dreihunderttausend Franzosen in dem gelbbraunen Russenmeer völlig verschwinden. So aber erfreut bei einem Ausflug ins Grüne die leuchtende Komplementärfarbe das Auge. „Ach wie herrlich, dieses Rot!“ säuselt der deutsche Wadtsch, wo sein spöttischer Begleiter nur „eine prächtige Zielscheibe“ sieht. Wo immer man im Felde an arbeitenden Franzosen vorüberkommt, richten sie sich auf, stützen sich auf die Schaufel

und lächeln, winken oder salutieren, je nach dem Spaziergänger. Sie wissen mit solcher Höflichkeit das Käppi zu ziehen, daß einem trotz dem mörderlichen Bajonett der feldgrauen Wache die Hand nach der Zigarettentasche rutscht. Aber laß dich nicht erwischen! In disziplinarischen Dingen versteht der gemüthlichste Sachse keinen Spaß. Die Schuljugend argumentiert anders: darf man den Franzosen nichts schenken, so sollen sie uns etwas schenken. Zum Beispiel einen Uniformknopf. Der steht im Tauschhandel der Schulbörse im Kurse einer deutschen Patrone. Diese finanzpolitische Weisheit eignete ich mir in Bayern an, wo ich eines Tages ein Rudel Jüngens hinter einem Grüpplein Rothosen dreinspringen sah. „Sie, Herr Franzuus,“ bettelte unermüdlich, mühsam Schritt haltend, ein barfüßiger Dreikäfelhoch, „schenkens ma an Annuopf!“ Worauf Bioupiou immer wieder in komischer Hilflosigkeit die leeren Hände hochwarf. Sicher verstand er nicht einmal deutsch, der Barbar!

Nach den russischen Arbeitern wendet man kaum mehr den Kopf. Sie haben so gar nichts Romantisches an sich, wenn sie, eine alltägliche Erscheinung, auf den Feldern und Heiden haken und schaufeln. Um so auffallender wird ihre Urwüchsigkeit in den eleganten Städten. Ein typisches Bild: in einer freudig erregten Straße, deren flatternde Fahnen in drei Farben Sieg! Sieg! rufen, zieht und schiebt ein halbes Dutzend Franzosen einen Handwagen. Die gesenkten Köpfe verraten nationalen Schmerz. Ruhig machen die Leute Platz, lassen durch ihre Haltung dem Feinde fühlen, daß sie in ihm den würdigen Gegner zu ehren wissen. Nach einer Weile kommt ein Trupp Russen. Baumlange Kerle mit Gesichtern von einer Mannigfaltigkeit, für die der kundigste Ethnologe keinen Vers zur Hand hätte. Kirgisen, Kalmücken, Tataren, Mongolen — was lebt doch alles in Bäterchens weitem Reich! Für die Deutschen empfindet der russische Soldat weder Liebe noch Haß, sondern das, was ihm einimpft, anbefohlen wird. Er fügt sich blindlings unter jedes Kommando aus dem naiven Gefühl heraus, wer zu kommandieren in der Lage sei, müsse der Stärkere sein, dem man

also zu Gehorsam verpflichtet sei. Da taucht die Uniform eines deutschen Offiziers auf. Ein scharfes Kommando des russischen Zugführers und alle reißen die Glieder zusammen, daß die Knochen knacken, während die Augen nach rechts fliegen.

Engländer, weiße wie farbige, Belgier usw. bekommt man im täglichen Leben kaum zu sehen. Denn der Engländer ist kein Arbeiter. Selbst dann nicht, wenn er einmal will. Ich bin außer in verschiedenen kleineren im großen Lager von Döberitz gewesen. Sie gleichen sich alle wie nach der Schablone errichtete Baracken. Seit Eugsters Inspektionsreise weiß jeder, der hören will, daß die deutschen Gefangenenlager musterträchtig gebaut und verwaltet sind, ich kann mir da also ein Loblied sparen. Die Deutschen hatten es viel leichter, Mängel zu vermeiden, weil sie nicht wie die Franzosen alle möglichen leerstehenden Gebäude, ausgeräumte Klöster, Hallen und dergleichen als Herbergen einrichteten, sondern eigens reine Zweckbauten schufen, die keinen Ueberfluß aufweisen, aber auch nichts vermischen lassen. Fast immer diente ein flaches, unbestelltes Feld vor der Stadt als Bauplan. Und die Bauführer, Handwerker, Zuträger rekrutierten sich aus den Gefangenen selbst. Selbst halten sie sich in der Zucht, wählen sich selbst ihren Vorgesetzten aus ihren Reihen. Damit hat Deutschland die besten Erfahrungen gemacht. Bei der strikte durchgeführten militärischen Einteilung nach Bataillonen von zweitausend Mann stehen an der Spitze der größeren Einheiten natürlich deutsche Offiziere. Einige Lager bilden mit ihrer Einwohnerzahl von 20,000—25,000 Mann richtige Städte mit Kanalisation, elektrischem Licht, Post und Bahn, Verwaltungs- und Gesundheitsbehörden, freien Plätzen, Straßen, Anlagen. In verschiedenen Ämtern, wie bei der Post und in den Lazaretten sind Gefangene als Beamte und Ärzte tätig. Künstler, wirkliche und sogenannte, haben ihre eigenen Ateliers, Schauspieler sorgen für die weltbedeutenden Bretter, wobei ihnen allerdings der Damenerlass kleine Schwierigkeiten in den Weg legt. Die französischen Pfarrer behaupten, über weniger Kirchenflucht als zu Hause klagen zu müssen. Wenig bleibt zu tun für die Landstürmler mit der kreuzgeschmückten Wachstuchmütze, sie halten gute Kameradschaft mit ihren Zöglingen. Manchmal nur zu gut, brummt der Hauptmann, gestern sind wieder zwei heidi! In der Tat sind die „entflohenen Kriegsgefangenen“ zu einer stehenden Rubrik in den Tagesblättern geworden, die durch genaues Signalement die Treulosen in die Arme der Palissadenmutter zurückzulocken. Die Wächter kriegen ein Donnerwetter ab, können in der Regel aber nichts dafür, da die Ausreißer auf immer neue raffinierte Tricks verfallen.

Der Oberst führt mich durch sein männerwimmelndes Reich, das eine halbe Bahnstunde vor Berlin neben der Offiziersschule Döberitz liegt. Zwei Geschütze ältern Jahrgangs tun so, als hielten sie die Tausende gefangener Helden in Schach, würden die Arbeit aber im Ernstfälle unscheinbaren Maschinengewehren überlassen. Ihre Mündungen bestreichen den entseelten Krieg: ist ein Gefangenenlager nicht wie eine vom Tod überraschte Schlacht? Was da in Staub und Hitze und Sonne herumgeht, an den Ecken lehnt, faulenzt, schläft, wäscht, spielt und neugierige Augen macht, das soll noch vor Tagen das blutige Schwert geschwungen, Vernichtung aus Eisenrohren gespeit haben? Ein langweiliger, ein stidiger Friede. Die Krieger haben ihre Männlichkeit abgestreift, ein erschlaffendes Nichtstun wie Weiberröde

angezogen. Wenn man in eine Baracke tritt, fahren sie unter dem Kommandoruf für einen Augenblick auf. Sowie der Offizier abwinkt, fallen sie in ihre verschlafene Gleichgültigkeit zurück. Besonders zufrieden sind die Russen. Wenn man sie nur in Ruhe läßt, dann sind sie Lämmer an Unschuld. Blikt manches Auge tückisch unter buschigen Brauen hervor, die meisten haben doch den richtigen, treuherzigen Hundeblick. Ganz anders die Franzosen. Geschäftig, interessiert, redselig, sozusagen liebebedürftig. Kaum hören sie die heimatlichen Laute, die ich an ihren sousofficier richte, da bin ich umringt, umschmeichelt, umfragt. Wer weiß, ich bin vielleicht gar in Frankreich gewesen und bringe ihnen endlich die Wahrheit. Denn den französischen Zeitungen, die sie sich halten dürfen, den „Bruxellois“ und die „Gazette des Ardennes“, glauben sie natürlich nicht. Was soll man den Heimwehkranken, den nach Frieden Verschwachtenden sagen? Es wird bald ein Ende haben! Da trinken die aufflammenden Augen, zum wer weiß wievieltenmale Hoffnung.

Den Engländern ist alles wurst. Sie schmollen, weil sie kalt rauchen müssen. Baden fleißig, spielen Karten, holen dank des reichlichen heimatlichen Zuschusses andauernd Nachspeisen aus der Kantine, legen wie gewohnt die Beine auf eine höhere Unterlage als sie für die Verlängerung des Rückens beanspruchen und lassen im übrigen den Herrgott einen lieben Mann und die Germans etwas, was man nicht laut sagen darf, sein. Zuweilen rutscht es Tommy aber doch auch heraus, und wenn der Landsturm einmal ein ernstes Wörtlein sprechen muß, dann ist es sicher zu einem auffälligen Briten. Die Lagerverwaltung hätte da einen schweren Stand, wenn sie nicht einen die Längsten überragenden, förmlich ins Kraut geschossenen Schotten zum Hirten der störrischen Herde ernannt haben würde. Der überblickt wie ein Aussichtsturm die Stadt seiner Untertanen, und wehe dem, der ihm den Gehorsam verweigert.

Die Handwerker haben so ihren Stolz. Sie führen die Nadel, die Kelle, die Nähmaschine, den Brotbesen nur zugunsten ihrer Kameraden. Auf diesem Gebiet erweisen sich die Russen als die tüchtigeren Arbeiter. Für das verdiente Geld kann sich jeder kaufen was er mag und gezwungen zur Arbeit wird niemand. Darum sind die Angehörigen der Engländer nicht schuldlos an der durch Faulenzen hervorgerufenen Langeweile. Wenn nichts tun zu müssen Glück bedeutet, dann schwimmen die englischen Zivilgefangenen in



In der Winterschlacht in Masuren gefangene Russen während des Abmarsches.



In der Winterschlacht in Masuren gefangene russische Offiziere, darunter ein Oberstleutnant und ein Oberst, bei Wilkowischki.

Wonne. Sie haben ihr Heim auf dem weiten Gefilde der benachbarten Trabrennbahn Ruhleben, wo sie sich aller Annehmlichkeiten erfreuen, die ein Mensch haben kann, dem nichts als die Freiheit fehlt. Hier wird mit dem Fußball ein wahrer Fetischdienst getrieben.

Es fiel mir auf, daß die Gefangenen täglich 300 Gramm Brot bekommen, während sich bekanntlich der gewöhnliche Sterbliche in Deutschland mit 200—250 Gramm aushungern muß. Man hört niemals Klagen über die Speisen, bloß können sich die Franzosen mit dem schwarzen Brot nicht recht abfinden, und den Russen sind auch die 300 Gramm zu wenig. Ein besonderes Wohl wurde den Mohammed-

ausgesucht große Russen trugen den Sarg des toten Kameraden, während andere ihm das letzte Geleit gaben. Bei der Einsegnung wußte offenbar mancher nicht, wie ihm geschah, vergaß, den Hut abzunehmen. Ob sie überhaupt schon in so feierlicher Weise einem Toten die Ehre gaben? Und während der zerrissene Leib in Gedanken an denselben Gott, zu dem wir alle beten, so sprach der Geistliche, in die Grube gesenkt wurde, klagte die Glocke. „Er hinterläßt Weib und Kind zu Hause, im fernen Rußland,“ sprach der Pfarrer weiter, „nachdem er Schmerz und Leid als Christ in Ergebung getragen. Friede ihm, er starb in treuer Pflichterfüllung.“

Mutter und Kind in den Tagen des Krieges.

Was weinst du, Mutter? „O, frage nicht, Kind,
Warum von den Wangen die Träne mir rinnt.“

Was lauschest du, Mutter? „Mir ist so bang;
Im Ohr dröhnt mir der Trommel Klang.“

Sie weckt deinen Vater; er träumet nicht mehr;
Er richtet sich auf und er greift zum Gewehr.“

Was betest du, Mutter? „Hilf beten mein Sohn!
Am Himmel erbleichen die Sterne schon;

Im Osten dämmert der Morgen herein.
Allmächtiger Gott, erbarme dich sein!“

Was zitterst du, Mutter? „Mein Kind, mein Kind,
Wer weiß, wie bald wir verlassen sind!

Ein Reiter brachte uns Morgenrot
Die Kunde von seinem Heldentod.

Es wogen wie Dampf die Nebel im Tal,
Und blutrot ist der Sonne Strahl.“

Und Tage vergingen in Angst und Not;
Im Felde mähte geschäftig der Tod.

Ein Abend kam, und es kam eine Nacht,
Und mit ihr der Held aus der siegreichen Schlacht.

Er klopfte leis an das Kämmerlein
Und stand umdämmert vom Mondenschein.

Weit klappten die Wunden am blutigen Haupt;
Doch war die Stirn mit Lorbeer'n umlaubt.

Auffschrie das Weib und umschlang ihr Kind;
Die Gestalt zerrann, wie Nebel zerrinnt.

Julius Sturm.

Kei Wäg meh.

O schöne stille Friede,
O liebi alti Zyt,
Wie gly bisch du vergange,
Wie bisch du doch so wyt!

Bi i dr Wält verirret,
Weiß nid wo uus, wo n,
Wo chönnt ächt no-n-es Brüggli
Zrüd i ds Vergangne sy?

I sueche-n und i sueche,
Drob wärde d'Uge schwach,
Cha niene d'Heimat finde,
Und niene ds eiget Dach.

Wo sy die alte Zyte
Voll Sunneschyn und Glüd?

I ha dr Wäg verlore
Und cha ne nie meh zrüd.

E. Wüterich-Murali.